

RUNDBRIEF

DES ARBEITSKREISES FÜR WIRTSCHAFTS- UND SOZIALGESCHICHTE SCHLESWIG-HOLSTEINS



Nr. 77

Dezember 1999

<i>Mitgliedernachrichten</i>	2
<i>Mitteilungen</i>	
Einladung zu einem neuen Projekt: Geschlechterbeziehungen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert (Lutz) . . .	3
Bericht über die Tagung "Lebensalter, Generationen und Identität" (Rheinheimer)	4
Tagung "Regionalgeschichte der Metropolregion Hamburg" – Ein Zwischenbericht (Fischer/Kopitzsch/Lorenzen-Schmidt)	13
<i>Der besondere Beitrag</i>	
Zur Vorgeschichte des Taubstummeninstituts in Kiel 1799 (Pelc) . .	14
<i>Quelldokumentation</i>	
Briefe schleswig-holsteinischer Sklaven aus Algier (Rheinheimer) . .	19
<i>Historische Statistik</i>	
Der Flensburger Rentenmarkt im 16. Jahrhundert (Lorenzen-Schmidt) 28	

Hrsg. v. Martin Rheinheimer, Ulvevej 8, DK-6715 Esbjerg N

MITGLIEDERNACHRICHTEN

Umgezogen sind:

Günther Bock, Ahrensfelder Weg 13, 22927 Großhansdorf, Tel. 04102/54062

Jörg Rathjen, Bülowstr. 19, 24105 Kiel, Tel. 0431/149270, e-mail: stu42729@uni-kiel.de

Martin Rheinheimer

privat: Ulvevej 8, DK 6715 Esbjerg N, Tel. 0045/76119844

dienstlich: Institut for Historie, Kultur og Samfundsbeskrivelse, Syd-dansk Universitet, Niels Bohrs Vej 9, DK 6700 Esbjerg, Tel. 0045/65504201, e-mail: mrih@hist.sdu.dk

Das Konto des Arbeitskreises ist:

Volksbank Eiderstedt eG, Oldenswort (BLZ 217 914 02)
Konto 22 390

Mitgliedsbeitrag bzw. Abonnement des Rundbriefes kosten DM 40,- (Studenten und Mitglieder ohne Einkommen DM 15,-).

* * *

Die Homepage des Arbeitskreises im Internet findet sich unter:

<http://ikarus.pclab-phil.uni-kiel.de/daten/histsem/akwsgsh/start.htm>

MITTEILUNGEN

Einladung zu einem neuen Projekt: Geschlechterbeziehungen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert

Bereits vor 20 Jahren forderten bekannte Wissenschaftlerinnen wie Natalie Zemon Davis und Joan Scott, den Blick nicht allein auf die Geschichte der Frau zu begrenzen, sondern ihn auf beide Geschlechter und die Beziehungen zwischen Männern und Frauen zu lenken. Während sich die Frauengeschichte in Schleswig-Holstein zunehmend etabliert, sind Arbeiten über die Geschlechterbeziehungen im norddeutschen Raum jedoch immer noch sehr rar. Hierum, um die Beziehung zwischen Männern und Frauen, soll es deshalb in diesem Projekt gehen. Als roter Faden sollte dem Projekt die Frage nach der Gestaltung der Geschlechterbeziehungen in unterschiedlichen Zeiten und verschiedenen sozialen Kontexten dienen. Wie sahen die jeweiligen zeitgenössischen Normen aus, wie die Realität der Geschlechterbeziehungen? Welche Handlungsspielräume besaßen Männer und Frauen in ihren Beziehungen? Welche geschlechtsspezifischen Normen prägten ihr Denken und Handeln? Die Frage nach der Gestaltung der

Geschlechterbeziehungen kann als Frageinstrument und Zugang zu den unterschiedlichsten Themen auf der normativen und lebensweltlichen Ebene genutzt werden.

- Mögliche Themen sind:
- Imaginierte Geschlechterbeziehungen (Literatur, Kunst)
 - Geschlechterbeziehungen und Recht
 - Geschlechtsspezifische Erziehung
 - Ehenormen und Ehediskurse
 - Partnerwahl und Heiratskreise
 - Eheleben in verschiedenen Schichten
 - Ehekonflikte
 - Arbeitspaare und Arbeitsteilung
 - Sexualität
 - Gewalt
 - Emotionen
- Weitere Ideen und Vorschläge sind willkommen.
Wer Lust bekommen hat, an dem Projekt mitzuarbeiten, melde sich bitte bei:

Alexandra Lutz
Meyerothstr. 9
24106 Kiel

Bericht über die Tagung "Lebensalter, Generationen und Identität" vom 8. bis 10. Oktober 1999 auf dem Koppelsberg

Ohne Zweifel spielen Sozialisation und Lebensalter eine zentrale Rolle bei der Ausbildung einer individuellen Identität. Galt in früheren Generationen die Erfahrung der vorangehenden Generationen in den meisten Bereichen auch für die nachfolgenden, so hat sich dies spätestens im 20. Jahrhundert grundlegend geändert. Die Jüngeren nehmen neuere Entwicklungen (Computer!) sofort auf, während die Älteren vor dem rasanten technischen und gesellschaftlichen Wandel oft zurückschrecken und an den Rand der Gesellschaft rücken. Aber war die Erfahrung der Älteren z. B. im 17. Jahrhundert wirklich noch für einen Jüngeren anwendbar, und war er dazu bereit, sie anzuwenden? Wir war das Verhältnis zwischen den Generationen, und wie trug der Umgang miteinander zur Ausbildung einer individuellen Identität bei? Was übernahmen die Kinder von den Eltern, wie entwickelten sich Eltern und Großeltern an ihrer neuen Rolle? Übernahmen sie Verantwortung oder wichen sie ihr aus?

Gibt es überhaupt eine durchgehende Identität oder besteht das Leben aus einer unverbundenen Abfolge von Momenten und Aspekten, in denen der Einzelne jeweils

ein anderer ist? Zieht sich ein roter Faden durch das Leben, und wer oder was übt Einfluß auf die Entwicklung dieses Fadens aus? Wie schafft es der Einzelne im Laufe seines Lebens, die verschiedenen Seiten seiner Persönlichkeit zu vereinen, und wie wirkt sich das auf Verhalten und Selbstbild aus? Liegt dem Leben ein bewußter Plan zugrunde, läßt die Gesellschaft Freiheit für abweichende Lebensentwürfe?

Derartige Fragen sind in historischem Kontext viel zu wenig erforscht. Dabei ist die Relevanz evident. In einer Zeit rasanten gesellschaftlichen und technischen Wandels ist vieles, was an Werten gilt und vermittelt wird, zu hinterfragen. Es ist zu untersuchen, inwieweit sich die Voraussetzungen inzwischen verändert haben. Hat der viel beklagte Mangel an Werten bei der Jugend seine Ursache womöglich bloß darin, daß vieles, was ihr die vorangehende Generation in Elternhaus und Schule vermittelt, nicht mehr auf ihr Leben anwendbar ist? Kann man auf die neuen Herausforderungen noch in alter Weise reagieren? Welche Konsequenzen hat der Wandel auf den Umgang zwischen den Generationen und auf uns selbst, unser Verhalten

und auf die Ausbildung einer Identität, die den schnellen Wandel verarbeiten und kanalisieren soll? Muß an die Stelle einer lebenslangen Ehe heute zwangsläufig der schnelle Beziehungswechsel oder der "Lebensabschnittspartner" treten? Oder laufen wir überholten von Schule, Elternhaus und Medien vermittelten Idealen hinterher, die uns an der Wirklichkeit scheitern lassen?

Solche grundsätzlichen Fragen waren der Ausgangspunkt einer Tagung "Lebensalter, Generationen und Identität", die der Arbeitskreis für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins unter der Leitung von Martin Rheinheimer (Esbjerg) vom 8. bis 10. Oktober 1999 auf dem Koppelsberg bei Plön veranstaltete. Die Teilnehmer der Tagung hatten sich bereits zu zwei Vorgesprächen getroffen. An einzelnen Beispielen und Entwicklungen in der Geschichte Schleswig-Holsteins und benachbarter Gebiete sollte das Verhältnis von Lebensalter, Generationen und Identität näher untersucht werden. Dabei boten sich mikrohistorische Ansätze genauso an wie makrohistorische.

Martin Rheinheimer (Esbjerg) eröffnete die Tagung mit einleitenden Gedanken, warum Lebensalter, Generationen und Identität untrennbar miteinander verbunden sind. Wenn der Mensch auf die Welt kommt, erhält er seine Sozialisation von den älteren Generationen, so daß am Anfang des Verhältnis

zwischen den Generationen steht. Die Entwicklung der eigenen Identität erfolgt in Phasen/Stufen, wofür es heute verschiedene psychologische Modelle gibt. Die eigene Generation spielt als peer group und Erfahrungszusammenhang eine wichtige Rolle. Identität bildet die Schnittstelle zwischen sozialem Kontext und psychischen Strukturen. Es handelt sich aber um einen modernen Begriff, und es ist nicht davon auszugehen, daß sie sich zu allen Zeiten gleich gestaltete. Ursprünglich war der Mensch stärker außenbestimmt und Identität wurde durch Normen und soziale Kontrolle hergestellt. Erst im Verlaufe der Frühen Neuzeit wurde sie durch den Prozeß der Zivilisation nach innen verlagert, so daß ein selbstbestimmtes Individuum entstand, für das Identität überhaupt zu einem Problem werden konnte. Der Prozeß der Individualisierung spiegelt sich darin, daß Identität in der Frühen Neuzeit eher durch Übereinstimmung mit der sozialen Umwelt gesucht wurde, während sie heute in der Abweichung gefunden wird.

Versuchte die Einführung historische Veränderungen an heutzutage Modellen zu messen, so behandelte Erhard Chvojka (Wien) in seinem Beitrag zeitgenössische Vorstellungen während der Frühen Neuzeit. Als Beispiel diente ihm das Bildmotiv "Durchgang durch die Welt", das zwischen 1757 und 1790 innerhalb des norddeutsch-

südkandinavischen Raumes verbreitet war. Insgesamt etwa zwanzig Bilder mit diesem Motiv sind heute noch bekannt; sie stammen alle aus dem Raum Dänemark-Schleswig-Holstein-Hamburg-Bremen. Die Maler sind unbekannt. Dargestellt wird auf der linken Seite ein junges Ehepaar, das in einen Kreis eintritt, auf der rechten Seite ein altes Ehepaar, das ihn wieder verläßt. Im Hintergrund sehen wir das Schiff des Lebens, unten finden wir einen Sinnspruch. Während das aus anderen Regionen bekannte Motiv der Lebensstreppe das Leben, ohne eine Trennung der Generationen herbeizuführen, in zehn Stufen teilt, scheint der "Durchgang durch die Welt" erstmals eine neue Generation als eigenen Zusammenhang darzustellen; die Erfahrung des Alten gilt nicht mehr für die Jungen. Es finden sich in dem Motiv auch alttestamentarische Anklänge an die Vertreibung aus dem Paradies. Auffallend ist die Betonung der Position des Mannes, der im Gegensatz zur Frau schon bzw. noch im Kreis des Lebens steht.

Andrea Kammeier-Nebel (Schallstadt) behandelte am Beispiel der Nürnberger Patrizierfamilie Behaim die Bedeutung der Verwandtschaftsfamilie für verwaiste Jugendliche. Aufgrund hohen Heiratsalters und geringer Lebenserwartung verwaisten im 15. bis 17. Jahrhundert viele Kinder. Da es noch kaum Fürsorgeinstitutionen

gab, war die Rolle der Verwandten umso wichtiger. Als Beispiel diente Michael Behaim, dessen Vater und Großvater ebenfalls verwaist waren. Aus den erhaltenen Briefen an seinen Vormund Friedrich Behaim geht hervor, daß der Junge zu diesem ein Vater-Sohn-Verhältnis entwickelte, das aber auch von Unterordnung bestimmt war. Michael selbst sah in der Vormundschaft eine Art Generationenvertrag. Er leitete aus der Art des Verhaltens seiner Vormünder ihm gegenüber auch sein späteres Verhalten gegenüber deren Kindern ab. Während die Vormünder vor allem als Rechtsvertreter ihres Mündels aktiv waren, sorgten für die Erziehung auch noch lebende Mütter, andere Erwachsene und jüngere Verwandte (z. B. ältere Geschwister). Außerdem kontrollierten Lehrherren ihre Fortschritte in der Ausbildung. Erbstreitigkeiten zwischen den Geschwistern, aber auch Streitigkeiten über die Verwaltung des Erbes durch die Vormünder waren an der Tagesordnung. Normalerweise hielt das verwandtschaftliche Netz; nur in Krisensphasen (z. B. während der Pest) drohte es zu zerbrechen. Die Konstruktion von Familie in Genealogien und Autobiographien sollte im 16. Jahrhundert wohl nicht zuletzt dazu dienen, die von den Krisensymbolen jener Zeit bedrohte Familie zu stabilisieren, indem sie eine gemeinsame Identität schuf.

Detlev Kraack (Berlin) analysierte in seinem Beitrag "Dreimal Dschungel und zurück" Selbstverständnis und Selbststilisierung von Peter Hansen Hajstrup (1624-1676), der mit seinem "Memorial und Jurenal" eine Art Tagebuch hinterlassen hat, das er aber möglicherweise später noch überarbeitet hat. Hansen, der als jüngerer Sohn von einem Hof in der Nähe von Tondern stammte, diente als Söldner der Niederländisch Westindischen Compagnie in Brasilien. Auffällig, daß Hansen seine eigene Rolle und auch die Bedeutung der Expeditionen, an denen er teilnahm, viel bedeutender darstellt, als sie nach den offiziellen Berichten der Compagnie erscheinen. Er verarbeitet offenbar Not und Gefahren, indem er selbst (bei anderer Gelegenheit?) erlebte Szenen in die Handlung einfügte. Mit seinen brasilianischen Erlebnissen und später seiner Hausstandsgründung in Flensburg behandelt er gerade diejenigen Phasen seines Lebens, in denen er sich der Bestimmung durch seinen Vater entzieht und eine unabhängige Identität aufbaut. Da das Buch, das nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, innerhalb der Familie weitergegeben wurde, war es für das Verständnis zwischen den Generationen und die Begründung einer familiären Tradition wichtig.

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Glückstadt/Hamburg) untersuchte Generationenwechsel,

Vererbung und Heiratsverhalten der bäuerlichen Bevölkerung der hollsteinischen Elbmarschen zwischen 1650 und 1950. Einerseits führten Phasen der Hochkonjunktur zu einer Akkumulierung von großem Reichtum; andererseits bewirkte die steigende Bevölkerungszahl die Entstehung einer unterbäuerlichen Schicht bzw. Abwanderung. Obwohl es sich um ein Gebiet mit Realteilung handelte, mußte der Hof in einer wirtschaftlichen Größe gehalten werden. Überlebende Kinder wurden mit einer Aussteuer versehen (was meist monetär abgewickelt wurde), zu viele Kinder, die ausgesteuert werden mußten, bedeuteten das wirtschaftliche und soziale Absinken. Umso wichtiger wurde es für die hofübernehmenden Erben, selbst eine Erbin zu heiraten, um auf diese Weise den durch die Aussteuerung der Geschwister verursachten Abfluß von Kapital wieder auszugleichen. Der Eheanbahnung haftete ein berechnender, materieller Aspekt an, die Partnerwahl mußte sich in der gleichen Schicht bewegen, und Besitz kam zu Besitz. Zugleich grenzten sich Kätner und Hufner auch ideologisch voneinander ab. Bis in das 19. Jahrhundert blieben die Bauern dieser Versorgungsweise ihrer Kinder verhaftet; erst seit 1870 begannen sie die jüngeren Söhne durch Ausbildung (z. B. ein Studium) zu versorgen.

Alexandra Lutz (Kiel) knüpfte

an dieses Thema an, indem sie anhand von Liebesbriefen und Treueschwüren, die in Eheklagen beim Münsterdorfer Konsistorium 1650 bis 1770 überliefert sind, die Bedeutung der Emotionen bei der Partnerwahl im Amt Steinburg untersuchte. Dabei zeigten sich schichtspezifische Unterschiede. Während unter den Bauern die ökonomischen Interessen bei der Partnerwahl im Vordergrund standen und Emotionen eher einen Störfaktor darstellten, waren in den Unterschichten Emotionen wichtiger. Gefühle wurden offen thematisiert. Die Forschung, die freilich meist das Bürgertum untersucht hat, hat dagegen erst seit Ende des 18. Jahrhunderts eine Hinwendung zu den Gefühlen feststellen können. Es läßt sich also fragen, ob das Bürgertum damals in den Unterschichten bereits vorhandene Gewohnheiten aufgriff. Auf jeden Fall gab es in den Unterschichten weniger Besitz und damit auch weniger Konfliktpotential, so daß eine Partnerwahl, die sich an Emotionen orientierte, leichter möglich war. Die Diskussion kreiste nicht zuletzt um die Frage, inwieweit wirklich eine Teilung von Emotionen und materiellem Interesse stattfand, da die Partnerwahl zwar auf eine bestimmte Schicht begrenzt sein, innerhalb dieser aber durchaus Emotionen eine Rolle spielen konnten.

Gesine Carl (Kiel) referierte

über Lebenskrisen und Identitätsentwicklung bei Salomon Maimon (1754-1800). Maimon stammte aus orthodox-jüdischem Umfeld in Polen. Sein wissenschaftliches Interesse veranlaßte ihn zur Auswanderung nach Deutschland. Selber mittellos sah er sich einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt, dem er mit einem ungepflegten Lebensstil begegnete. Dabei brachte er sowohl Orthodoxe als auch Aufklärer gegen sich auf. In der Autobiographie, die er 1792/93 verfaßte, konnte er keine Emotionen zulassen, sondern verschanzte sich hinter einer intellektuellen Barriere. Erst später gestand er sich seine innere Zerrissenheit ein. Während seine Auswanderung nach Deutschland der Problembewältigung diente, indem er die wissenschaftliche Enge, die ihn in Polen bedrückte, verließ, so waren seine späteren Umzüge in Deutschland, ebenso wie sein exzessiver Alkoholkonsum und ein gescheiterter Konversionsversuch, Fluchtversuche, zu denen er sich aus Angst vor Zurückweisung entschloß. Nach jedem Umzug verfiel er wieder in die alten Verhaltensmuster. Eine Synthese gelang ihm nicht. Nur intellektuell, aber nicht emotional vermochte er sich von seiner Herkunft zu emanzipieren. Die Zerbrochenheit seiner Identität wurde in der Diskussion als typisches Emigrationsphänomen gedeutet.

Sylvina Zander (Lübeck/Bad

Oldesloe) analysierte eine Kindsaussetzung, die im Jahre 1816 in Stockelsdorf stattfand, in Hinblick auf eigene Verlassenheitsverfahren der Mutter. Katherina Hasenkamp war selbst unehelich geboren und von ihrer Mutter, als diese zwei Jahre später heiratete zunächst anderswo in Kost, später ins Lübeckers St. Annen Armen- und Werkhaus gegeben worden. Erst mit ungefähr neun Jahren holte sie wieder nach Hause, um auf ihre kleinen Stiefgeschwister aufzupassen. Nach der Konfirmation wurde sie in wechselnden Diensten Magd und schließlich selbst von einem Knecht unehelich schwanger. Sie hielt die Schwangerschaft vor ihrer Mutter geheim, brachte das Kind in Lübeck zur Welt und wollte anschließend wieder in Glasau in Dienst gehen. Unterwegs setzte sie das Kind aus, und zwar so, daß es gefunden werden konnte. Dennoch starb das Kind. In Glasau gab sie an, das Kind sei nach der Geburt gestorben. Als das Kind gefunden wurde, floh sie nach Lübeck, wurde verhaftet und zu einer langjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Auffallend ist, daß sich ihr Leben als eine Folge von Verlassenheiten darstellt (Mutter, Liebhaber, Dienste) und von einem Mangel an Zuwendung gekennzeichnet war. Sie verhielt sich gegenüber ihrem Kind schließlich nicht anders, als sie es selbst erfahren hatte.

Jann Markus Witt (Eckernför-

de) untersuchte die Karrieremuster von norddeutschen Seeleuten im 18. und 19. Jahrhundert. Als Grundlagedienten ihm ca. 40 Autobiographien. Die Seefahrt bot eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg, zumal die Heuern im 18. Jahrhundert relativ gut waren. Um Kapitän zu werden, war eine gewisse Kompetenz nötig, was bloße Patronage begrenzte und auch Newcomern Chancen eröffnete. Jeder mußte seine Karriere als Schiffsjunge beginnen und konnte Vollmatrose werden. Nicht jeder wurde freilich auch Offizier, da hier eine formale Bildung nötig war, die Fähigkeit Journale und Korrespondenzen zu führen sowie Navigationskenntnisse. Gegen Aufsteiger, die entsprechenden Unterricht nahmen, gab es einerseits soziale Vorbehalte innerhalb der Seeleute, andererseits förderten manche Kapitäne Karriere und Ausbildung begabter Seeleute. An Bord schuf die Hierarchie künstliche Generationen, in denen Schiffsjungen, Matrosen und Offiziere, obwohl altersmäßig nicht weit voneinander entfernt, einander gegenüberstanden und der Kapitän die Rolle des Übervaters einnahm. In der Diskussion wurde die Rolle von Familiennetzwerken betont, die besonders in Seefahrerregionen wie den Nordfriesischen Inseln Ausbildung und Aufstieg der nachwachsenden Kapitängenerationen förderten.

Birte Hansmann (Kiel) berich-

tete über Identitätsbildung und Scheitern des Vincent van Gogh, die sich entlang seiner Berufswahl als Kunsthändler, Pfarrer und Künstler vollzogen. Als Quelle dienten die Briefe an seinen Bruder Theo. Vincent wurde auf den Tag genau ein Jahr geboren, nachdem ein Bruder tot zur Welt gekommen war, und er erhielt den gleichen Namen, den auch jener erhalten hatte. Dieser Umstand scheint sich negativ auf seine Identitätsbildung ausgewirkt zu haben. Identität blieb für ihn immer ein Problem. Zum einen war sein Geburtstag der Todestag seines Bruders, zum anderen wurde er selbst offenbar an Idealvorstellungen gemessen, die mit seinem Bruder verbunden waren. Sowohl seine Ausbildung im Kunsthandel als auch seine Entscheidung, Pfarrer zu werden, vollzogen sich im Rahmen der familiären Tradition und ihrer Netzwerke. In beiden Berufen scheidete er jedoch. Schließlich fand er als Künstler zu einer eigenständigen Berufswahl. Dabei isolierte er sich immer stärker, während Erinnerungserfahrungen traumatische Der berufliche Erfolg blieb ihm verstellt (bestrafte er sich selbst für die Trennung von der familiären Tradition?), und er blieb finanziell von seinem Bruder Theo abhängig, mit dem ihn eine symbiotische Beziehung verband.

Bärbel Pusback (Hamburg)

beschäftigte sich am Beispiel des Kieler Professors Wilhelm Seelig (1821-1906) mit Alter und Alterswahrnehmung der Geschlechter. Seelig war seit 1871 erst Reichstagsabgeordneter, später Abgeordneter des preußischen Landtages und führte, während er in Berlin war, über Jahre eine umfangreiche Korrespondenz mit seiner Frau in Kiel. In den Blick der Untersuchung traten dabei zunächst die Altersstrukturen der Abgeordneten, unter denen Seelig sich mit anfangs 50 Jahren im Durchschnitt befand. Männliches Alter maß sich vor allem an der Leistungsfähigkeit. Auch als alter Mann hielt Seelig an seinem alten Selbstbild fest: er fühlte sich, obwohl schon klapprig, weiter männlich überlegen. Bis ein Jahr vor seinem Tod gab er in Kiel Lehrveranstaltungen. Eine Ursache für die allgemeine Überalterung aber auch die ideologische Überhöhung des Alters in der Kaiserzeit war nicht zuletzt die mangelnde Altersversorgung.

Angrit Weber (Rostock) untersuchte die Entwicklung der Altersarmut in Rostock von 1881 bis 1913. Insgesamt wurden bei drei Viertel der Armen Alter, Krankheit oder Arbeitslosigkeit als Armutsursache angegeben. Alterschwäche als Armutsursache ging in dieser Zeit von ca. 30 % auf ca. 20 % zurück. Dies ist darauf zurückzuführen, daß allmählich die Sozialversicherungen, die Alte und Kran-

ke aus der Armenpflege herausnehmen sollten, Wirkung zeigten. Ihre Wirkungen waren in den ersten Jahrzehnten freilich nur begrenzt, da die Zahlungen zu niedrig und auch nicht alle Gruppen versichert waren. Der in Mecklenburg-Schwedrin vergleichsweise hohe Anteil der Alten an den Armen hängt mit der geringeren Industrialisierung zusammen. Durch die Einrichtung einer geschlossenen Fürsorge (1890/1903) veränderte sich zudem die Struktur der in der offenen Fürsorge Versorgten. Da Altersarmut traditionell als unverschuldet galt, war auch die Bewertung und Behandlung durch die Armenbehörde vergleichsweise milde. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß durch die Einführung der Sozialversicherungen das Alter aufgewertet wurde, zugleich aber auch die sozialen Beziehungen abstrahiert wurden. Die Pflege zu Haus wurde ein Ideal.

Martin Kleinfeld (Hamburg) behandelte zwei Unternehmerrfamilien im Wirtschaftsleben der Stadt Lauenburg. Zum einen ging es um die Schiffer- und Reedermilie Burmeester, zum anderen um die Hützer-Werft. Er zeigte die Entwicklung der Unternehmen, die im 19. Jahrhundert gegründet wurden und über mehrere Generationen in der Hand der Familien blieben. Um die Personen der Firmengründer, ihre Biographie, ein besonderes mit Tod verbundenes Ereignis und

ihren Wagemut wurde in der Familien-Mythos geschafften, der sich besonders in den Festschriften zum 100jährigen Firmenjubiläum niederschlug. In der Diskussion wurde besonders nach dem Kredit- und Familiennetz, aber auch den Erbgängen gefragt.

Björn Hansen (Kiel) untersuchte die Zusammenhänge von Erwerbstätigkeit und Alter in Schleswig-Holstein zwischen 1882 und 1939. Er benutzte dafür statistisches Material, das er anschaulich in Graphiken umsetzte. Relativ verlor in dieser Zeit die Landwirtschaft, während Industrie- und Dienstleistungssektor wuchsen. Bei der Differenzierung der Erwerbstätigen nach sieben Alterskohorten stellte sich heraus, daß die Anpassung an die veränderten wirtschaftlichen Bedingungen innerhalb des Berufslebens erfolgte. Während überdurchschnittlich viele Angehörige der einzelnen Altersgruppen zunächst in den traditionellen Sektor Landwirtschaft gingen, verließen sie diesen im Alter zwischen 17 und 30 Jahren wieder. Umgekehrt stieg der Anteil der im Dienstleistungssektor Tätigen, wo zunächst unterdurchschnittlich wenige begannen, in dieser Altersgruppe rapide an. Das Gewerbe erwies sich als relativ stabil; erst die Alten verließen diesen Sektor, was möglicherweise mit einer höheren Invaliditätsrate oder Sterblichkeit zusammenhängt. Eine Schwäche der zugrundegeleg-

ten Quelle ist natürlich ihre hohe Aggregation. So lassen sich Mehrfachwechsel zwischen den Sektoren oder individuelle Lebensläufe nicht verfolgen. Daß erwerbsmäßige Veränderung eine prägende Erfahrung für viele Angehörige der betroffenen Generationen gewesen sein dürfte, wird vor dem Hintergrund dieses Materials aber sehr deutlich.

Im letzten Beitrag untersuchte *Norbert Fischer* (Hanstedt) den räumlichen Wandel im autobiographischen Gedächtnis im 20. Jahrhundert. Auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews aus dem Kreis Stormarn zeigte er, daß Orte einen durchgängigen Topos lebensgeschichtlicher Erfahrung darstellen. Der Wandel der Orte insbesondere von Kindheit und Jugend durch Neubauten oder entstehende Gewerbegebiete engte eroberte Spielräume und subjektive Horizonte wieder ein, weshalb der räumliche Wandel emotional als Verlust empfunden wurde (die "verlorenen Orte").

Hinzu kamen Ohnmachtserfahrungen, da die Definitionsmacht über die Räume selten bei den Betroffenen lag. Der immer dynamischere räumliche Wandel vor allem im Umland der Metropolen ließ die Orte als Stützen erinnerter Lebensgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fragil werden. Das Verhältnis von Mensch und Raum änderte sich. Die Räume wurden transitorisch, nur einem bestimmten

Zweck untergeordnet: Sie konstituierten keine festen Lebenszusammenhänge mehr, sondern wurden Durchgangsstationen. Eine Gefühlsbindung ist nicht mehr möglich, eine bestimmte Form von Identität kann nicht mehr entstehen.

Die Zusammengehörigkeit von Generationen, Lebensalter und Identität ist durch die einzelnen Beiträge klar hervorgetreten. Die Schlußdiskussion brachte in dieser Hinsicht große Übereinstimmung. Feste Vorstellungen, was Identität ist, lassen sich in Anbetracht ihrer Historizität aber kaum aufrechterhalten. Gerade in neuester Zeit scheint sich hier ein Wechsel zu vollziehen, der viele - inzwischen auch schon historische - psychologische oder soziologische Modelle, die zur Begriffsbestimmung herangezogen werden, in Frage stellt und es sinnvoll erscheinen läßt, Modelle zu entwickeln, die den historischen Wandel und seine Determinanten stärker berücksichtigen.

Martin Rheinheimer



Tagung "Regionalgeschichte der Metropolregion Hamburg"

Ein Zwischenbericht

Wie bereits angekündigt, findet vom 19. bis 22. Oktober 2000 im Warburg-Haus (Hamburg) eine Tagung zur Regionalgeschichte der Metropolregion Hamburg statt. Das Treffen wird gemeinsam veranstaltet vom Hamburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte, dem Arbeitskreis für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, dem Kreisarchiv Stormarn und der Archivgemeinschaft Schwarzenbek.

Inzwischen sind die Tagungsvorbereitungen weiter vorangeschritten. Bisher gingen rund 30 Meldungen für Vorträge ein. Aus den Themen wurden vorläufig einige inhaltliche Blöcke zusammengestellt, darunter "Wirtschaft und Verkehr", "Raumplanung", "Lebenswelten", "Vergleichsregionen" und andere (siehe auch Aufruf unten). Rechtzeitig zur Tagung soll ein Reader mit Abstracts zu den einzelnen Vorträgen herausgegeben werden. Im Anschluß werden die Vorträge in der Reihe des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte im LIT-Verlag publiziert.

Zur Vorbereitung der Tagung hat es seit Februar 1999 mehrere Treffen gegeben, auf denen die inhaltlichen Grundzüge festgelegt wurden. Alle Vorträge sollen demnach unter dem Leitgedanken der Wechselwirkung zwischen Metropol-

le und Umland stehen. Besonderen Wert wird auf die Beteiligung unterschiedlicher Fachdisziplinen gelegt.

Eine sechsköpfige AG (Bill Boehart, Norbert Fischer, Bernd Kappelhoff, Martin Kleinfeld, Franklin Kopitzsch, Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt) kümmert sich um organisatorisch-praktische Fragen. Darüber hinaus dienen die sogenannten "Forums"-Treffen dem inhaltlichen Austausch der Referentinnen und Referenten untereinander. Auf dem "Forums"-Treffen am 15. Oktober 1999 in Hamburg stellten drei Referenten ihre Themen zur Diskussion. Das nächste "Forum" soll im Frühjahr 2000 stattfinden.

Auf den bisherigen Treffen kristallisierte sich auch der Wunsch heraus, den Themenbereich "Kultur, Kommunikation, Öffentlichkeit" als eigenständigen Vortragsblock zu präsentieren. Jedoch gibt es hier noch nicht genügend Meldungen. Die Organisatoren bitten alle etwaigen Interessenten, die in diesem Themenbereich forschen und zu einem Vortrag bereit wären, sich an sie zu wenden:

Norbert Fischer
Franklin Kopitzsch
Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt

DER BESONDERE BEITRAG

Zur Vorgeschichte des Taubstummeninstituts in Kiel 1799

von *Ortwin Pelc*

Im März 1799 wurde in Kiel das erste Taubstummen-Institut in den Herzogtümern gegründet, das bis heute als Staatliche Internatsschule für Hörgeschädigte in Schleswig - wohin es 1810 verlegt wurde - besteht. Als erster europäischer Staat führte Dänemark dann 1805 die Schulpflicht für alle gehörlosen Kinder aus den Herzogtümern ein. Erster Vorsteher und Lehrer des Instituts wurde Georg Wilhelm Pflingsten, der bereits seit 1787 gehörlose Kinder privat unterrichtete. Über die Gründung des Taubstummeninstituts gibt es bisher kaum Nachrichten. Im folgenden soll Näheres über die Berufung Pflingstens, der als Begründer der Taubstummenausbildung in Schleswig-Holstein gilt, in dieses Amt berichtet werden; dabei mag es nicht verwundern, daß die Berufung in ein solch neues Amt nicht reibungslos und wie selbstverständlich verlief, sondern eine Vorgeschichte hatte.

Pflingsten (1746-1827) wurde in Kiel als Sohn eines Militärmusikers

geboren und ließ sich nach einer Lehre als Pertückenmacher und der Wanderschaft erst in Hamburg und schließlich in Lübeck nieder.¹ Als Pertücken am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Mode kamen, suchte er neue Erwerbsmöglichkeiten und unterrichtete in Lesen, Musik und Tanzen. Zugleich entwickelte er eine Signal- und Gebärdensprache, die er in norddeutschen Städten und in Kopenhagen 1786 öffentlich vorführte. Pflingsten hatte seit seiner Kindheit Kontakt mit taubstummen Kindern. 1787 brachte er mit Hilfe seiner Gebärdensprache einem taubstummen Knaben in sechs Monaten Lesen, Schreiben und Sprechen bei, ein Erfolg, der sich auch in der Presse niederschlug² und der ihn ermutigte, im folgenden Jahr eine Privatschule für Taubstumme in Lübeck zu eröffnen. Seine Schülerzahl stieg zwar auf sieben, seine wirtschaftlichen Sorgen waren aber nicht beseitigt.

Wohl aufgrund der Empfehlung einflußreicher Mitglieder der Gemeinnützigen Gesellschaft in

Lübeck - des Juristen Christian Adolph Overbeck, des Arztes Johann Julius Walbaum und des Assessors beim Domkapitel Ludwig Suhl - erhielt Pfingsten durch das Lübecker Domkapitel am 17. September 1791 eine Anstellung als Organist, Küster und Schulhalter im Kirchdorf Hamberge bei Lübeck. Auch der dortige Pastor Jakob Christoph Jenner hatte Pfingsten ausdrücklich empfohlen.³ Zu den Amtspflichten Pfingstens gehörte zwar nicht der Unterricht gehörloser Kinder, neben seiner regulären Tätigkeit unterrichtete er aber weitere neun Taubstumme, denen dadurch anschließend eine selbständige Existenz ermöglicht wurde. Pfingstens Vorstellungen von seiner beruflichen Zukunft waren aber wohl andere. In den Schleswig-Holsteinischen Blättern für Polizei und Kultur machte er am 8. November 1793 seinen Taubstummenunterricht bekannt, verwies auf seine Erfolge und Referenzen und bot seine Unterrichtsdienste an.⁴

Bereits 1792 hatte Pfingstens Vorgänger, der pensionierte Organist Küchler, gegen Pfingsten wegen vorenthaltener Hebungen geklagt. Von 1793 bis 1796 stritt sich Pfingsten mit den Bewohnern von Hamberge um die Küstergebühren.⁵ Mitte der 1790er Jahre hatte sich auch das Verhältnis Pfingstens zu Pastor Jenner so stark verschlechtert, daß Pfingsten das Domkapitel am 29. Januar 1796 um seine Ent-

lassung in einem halben Jahr bat, da es zuviel Streit und Zank gäbe.⁶ Eine Aussicht auf eine andere Stellung scheint er damals nicht gehabt zu haben. Als das Domkapitel nachfragte, welche Gründe Pfingsten im einzelnen für seine Kündigung hätte, weigerte er sich zuerst, diese anzugeben. Am 16. März 1796 erklärte er dann, Pastor Jenner würde sich seine Gebühren aneignen und Nebenverdienste wie die Kirchenöffnung verhindern; darüber hinaus hielte er ihn zwar für einen guten Trommler aber schlechten Lehrer. Der Pastor erklärte dagegen, Pfingsten würde Brot und Wein unreinlich halten, unbefugt Beerdigungen zulassen, die Kirchenbücher unregelmäßig führen, den Kirchenschlüssel Unbefugten geben, die Kirchenstühle ohne Erlaubnis umstellen und es gäbe auch Unregelmäßigkeiten bei den Opfer- und Quartalsgeldern. Das Domkapitel veranlaßte eine Untersuchung gegen den Pastor und Pfingsten. Es fanden wohl auch Gespräche zwischen dem Domkapitel und Pfingsten statt, in deren Folge das Domkapitel sich weigerte, das Entlassungsgesuch anzunehmen und Pfingsten seinen Antrag zurückzog. Der Streit zwischen Pfingsten und Pastor Jenner dauerte aber bis 1799 an, Pfingsten warf ihm u. a. vor, ihm bei der Komunion im Pastorenhaus sowie bei Proklamationen, Beerdigungen und den Bußtagsskollekten die Gebühren

vorzuenthalten.⁷

Dieser ständige Streit mag für Pfingsten weiterhin der Grund gewesen sein, nach Möglichkeiten zu suchen, Hamberge zu verlassen. Bereits 1796 hatte er Kontakt mit dem Schriftsteller, Diplomaten und damaligen Kammerpräsidenten des Fürstbistums in Eutin, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Eventuell unterbreitete Pfingsten ihm damals Vorschläge für eine zu gründende Taubstummenschule. In einem Brief an Pfingsten vom 23. September 1797 schrieb Stolberg: "Mein lieber Herr Pfingsten, ich wünsche lebhaft, daß Sie herkommen mögen. Graf Reventlov von Trolleburg, ein warmer und thätiger Beförderer alles Guten, welches zu befördern sich ihm darbeut, ist hier und wünscht sehr, Sie kennen zu lernen, und da er mit den dänischen Ministern in groben und vielfältigen Verbindungen steht, so wäre vielleicht durch ihn unser vorjähriger Plan wieder aufzunehmen. Ich bitte Sie die Güte zu haben, auf meine Rechnung einen Wagen zu nehmen. Daß Sie in Ihrer jetzigen Lage nicht bleiben können, fühle ich sehr lebhaft, und ich wünsche noch lebhafter, etwas dazu beitragen zu können, daß Sie in eine bessere versetzt werden ..."⁸ Das Treffen fand bereits in den folgenden Tagen in Eutin statt. Reventlow berichtet darüber in einem Brief an seine Schwester Louise vom 28. September 1797: "Einen sehr interessanten

Mann habe ich hier in dem Organisten Pfingsten kennen gelernt, den Fritz hierher kommen liess, damit wir ihn sähen. Es ist der, der die Taubstummen mit so vielem Erfolg unterrichtet, er gefällt ungemein, schade, dass er so wenig geschätzt ist, seine Lage so jämmerlich ist. Er hat 80 Rd. jährlich und berechnet alle damit verbundenen Vortheile von Wohnung etc. zu 400 Mark oder 130 Rd. Er wünschte sich in Kiel zu etablieren und eine jährliche Unterstützung von 300 Rd., damit er sich den Taubstummen ganz widmen könne, itzt muss er es nur als ein Nebengeschäfte treiben, da er täglich 7 Stunden Schule hält.

Wie leicht wäre da nicht eine sehr wohlthätige Einrichtung zu veranlassen. Fritz will deshalb an Ernst und Charlotte⁹ schreiben, dass der Kronprinz ihm diese 30 [sic.] Rd. gebe, sie ihm aus dem Fond ad pios usus zufließen, und ich hoffe, er wird es erreichen, vielleicht für den Herzog, ihn in die gemeinnützigste Lage zu setzen".¹⁰ Reventlow soll Pfingsten auch in Hamberge besucht haben.¹¹ Am 19. Oktober 1797 forderte Stolberg Pfingsten auf, ein Memorial für den König über seine Pläne und Forderungen zu verfassen. Die Anregung dazu stammte von Graf Schimmelmann, Staatsminister in Kopenhagen und Schwager Reventlows, der der Ansicht war, "die Sache könne so am besten ins Geleise kommen".

Am 22. März 1798 konnte Stolberg Pfingsten dann mitteilen, daß Reventlow die Angelegenheit in Kopenhagen vorgetragen hätte ("Er hat die Gelegenheit genutzt, auch unsere Sache in Gang zu bringen").

Ein halbes Jahr später, am 1. Oktober 1798, informierte Pfingsten das Lübecker Domkapitel, daß er aus der Zeitung von seiner Berufung zum Taubstummenlehrer in Kiel erfahren habe. In der vorangegangenen Woche hatte ihm dann die Deutsche Kanzlei in Kopenhagen mitgeteilt, daß er in Kiel dem Lehrrerseminar unterstellt würde.¹² Die Briefe erwecken den leisen Verdacht, daß Pfingstens Kontakte zu Stolberg und Reventlow bei seinen Dienstherrn und in Hamberge nicht bekannt waren und er seine Berufung als überraschende Bestätigung seiner bisher verkannnten Verdienste als Taubstummenlehrer erscheinen lassen wollte.

Am 18. Oktober 1798 schrieb Stolberg an Pfingsten, daß er für seine Anstellung als Taubstummenlehrer 300 Reichstaler erhalten würde. Seiner Frau könne aber jetzt keine Pension zugesagt werden, "bei eintretendem Fall" würde diese aber wohl bewilligt. Sie dürfe nebenbei auch keinen "Kleinen Handel" betreiben, dies hielte man "nicht für anständig". Pfingsten sollte weitere Instruktionen abwarten. Am 21. Januar 1799 erhielt Pfingsten dann über Stolberg die Nachricht der Deutschen Kanzlei

vom 12. Januar, daß der König für Pfingsten die jährlich 300 Reichstaler bewilligt hätte. Pfingsten müsse sich in Kiel niederlassen, ein Taubstummeninstitut gründen und unentgeltlichen Unterricht an aus Schleswig und Holstein gebürtige Taubstumme erteilen. Nähere Instruktionen erhielt er bei seiner Ankunft in Kiel. Gegenüber Stolberg äußerte Pfingsten, daß er lieber in Brunswik wohnen würde; Stolberg sah darin kein Problem, er dürfe ein viertel oder eine halbe Meile von Kiel entfernt wohnen, es müsse nur genehmigt werden.

Am 13. Februar 1799 bat Pfingsten das Lübecker Domkapitel um seine Entlassung zum Mai und bemerkte dazu, er wäre in Hamberge geblieben, wenn dort ein friedliches Leben möglich gewesen wäre.¹³ Zwei Tage später gestattete das Lübecker Domkapitel seine Entlassung. Pfingsten begab sich noch in diesem Monat auf Wohnungssuche nach Kiel und fand ein geeignetes Haus in der Fischerstraße. Am 9. März 1799 wurde er offiziell von Christian VII. zum Vorsteher und Lehrer des Königlichen Taubstummeninstituts ernannt; auch seine Witwe dürfe sich später eine Pension versprechen.

Als Pfingsten mit seiner Familie nach Kiel zog, nahm er auch drei gehörlose Schüler mit. Ein Mädchen stammte ursprünglich aus der Kieler Armenanstalt, wo sie der dänische Kronprinz spinnen gesehen

hatte und ihr daraufhin Unterricht bei Pfingsten stiftete.¹⁴ Mit fünf Schülern, drei Mädchen und zwei Jungen, begann der Unterricht am 1. Mai 1799 in Kiel, weitere vier Kinder kamen im Lauf des Jahres hinzu. Trotz innerer und äußerer, wirtschaftlicher und personeller Schwierigkeiten entwickelte sich das

Institut erfolgreich weiter, erhielt immer mehr Zulauf und mußte aus Platzmangel 1810 nach Schleswig umziehen. Pfingstens beharrliches Drängen auf die Institutionalisierung der Taubstummenausbildung in Schleswig-Holstein war damit erfolgreich gewesen.

Anmerkungen

¹ Zur Biographie von Pfingsten vgl. DBL, 3. Ausg. (1982), Bd. 11, S. 345.- ORTWIN PELC, Georg Wilhelm Pfingsten, in: SHBL 12 (im Druck).

² Nachricht von der weiteren Ausbreitung und dem wahrscheinlichen Nutzen der Erfindungen unseres geschicktesten Mitbürgers G. W. Pfingsten, in: Lübeckische Anzeigen v. 13.1.1787.

³ LAS Abt. 268 Nr. 1618, 4.

⁴ VI, S. 276-278.

⁵ LAS Abt. 268 Nr. 1620 und 1621. Herrn Prof. Dr. Wolfgang Prange danke ich für den Hinweis auf diese Akten.

⁶ LAS Abt. 268 Nr. 1618, 5 und 1622.

⁷ LAS Abt. 268 Nr. 1623 und 1624.

⁸ Wenn nicht anders angegeben bezieht sich das folgende auf die Briefe in LAS Abt. 64.2 Nr. 1. - Die Briefe Stolbergs vom 23.9. und

19.10.1797 sind gedruckt in: AUGUST ENGELKE, Die Provinzial-Taubstummenanstalt zu Schleswig in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1787 bis 1905, Schleswig 1905, S. 8.

⁹ Heinrich Ernst Graf Schimmelmann, damals Staatsminister in Kopenhagen, ein Freund Stolbergs, und seine Frau Magdalene Charlotte Hedwig, geb. von Schubart.

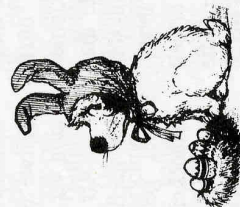
¹⁰ Eferlatte Papirer fra den Reventlowske Familiekreds II, hrsg. von LOUIS BOBÉ, Kopenhagen 1896, S. 127-128.

¹¹ Pfingstens Unterrichtsanstalt für Taubstumme, in: Schleswig-Holsteinische Blätter für Polizei und Kultur 1799, Chronik Nr. 6, S. 33-36, hier S. 35.

¹² LAS Abt. 268 Nr. 1618, 4.

¹³ Ebenda.

¹⁴ wie Anm. 11.



QUELLENDOKUMENTATION

Briefe schleswig-holsteinischer Sklaven aus Algier

von *Martini Rheinheimer*

Zu den Gefahren der Seefahrt gehörten in der Frühen Neuzeit nicht nur Schiffbruch und Tod, sondern auch Kaperei und Piraterie. Kurz nach 1600 nahm die Kampfkraft der nordafrikanischen Barbarenstaaten Algier, Tunis, Tripolis und Marokko durch die Einführung von Segelschiffen und eine verbesserte Bewaffnung zu. Gefahr bestand jetzt nicht mehr nur im Mittelmeer, sondern auch im westlichen Atlantik bis hin nach Irland und Frankreich. 1627 griffen nordafrikanische Korsaren sogar Island an, töteten und verschleppten viele Bewohner in die Sklaverei. Die Verluste für die abendländische Seefahrt waren groß. Die Holländer verloren zwischen 1617 und 1625 nicht weniger als 206 Schiffe, Hamburg verlor zwischen 1613 und 1621 56 Schiffe; allein im Jahre 1662 wurden acht Schiffe aus der Hansestadt aufgebracht. Die gefangenen Seeleute wurden nach islamischen Rechtsvorstellungen zwar als Kriegsgefangene betrachtet; Verkauf und oft grausame Behandlung

machten sie aber nach abendländischen Vorstellungen zu Sklaven, deren einzige Rettung der Freikauf war. Mitunter führte bereits die Nachricht, daß ihr Schiff gekapert worden war, zu Bemühungen, sie freizukaufen ("ranzionieren"). Auch versuchten die Sklaven, über Briefe an ihre Angehörigen auf sich aufmerksam zu machen. Die Summe, die dafür nötig war, war in der Regel so groß, daß die Angehörigen der Seeleute sie nicht alleine aufbringen konnten. Sie waren deshalb auf Kollekten und Spenden angewiesen. In den Hansestädten wurden bereits im 17. Jahrhundert sogenannte Sklavenkassen eingerichtet, die die Sklaven auslösen sollten. Im Königreich Dänemark wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts zunächst zweimal im Jahr in allen Kirchen Pflichtsammlungen durchgeführt, die dann einer neu eingerichteten Sklavenkasse zugeführt wurden. 1716 wurde diese Einrichtung auch auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein und die Grafschaft Oldenburg ausgedehnt.

sie das größte Vertrauen auf Ehefrauen oder Mütter setzen, erst sekundär folgen weitere Angehörige und Freunde, von denen sie aber ebenfalls finanzielle Hilfe erwarten, in der Not auch jeder andere Europäer, an den man sich wenden kann. Dabei sind die Briefe ganz von einer Metastruktur durchzogen, in der sich die Angst spiegelt. Das Schwanken zwischen Verzweiflung und Hoffnung läßt sie, solange sie sich noch in der Sklaverei befinden, alle Schilderungen vermeiden, die ihre Gefühle hätten hervorbrechen lassen und ihr labiles Gleichgewicht durcheinanderbringen können. Indem sie in der Situation der Versklavung auf vorhandene Stereotypen und Klischees zurückgreifen und sie tradieren, können sie die komplexe und verwirrende Wirklichkeit, der sie begegnen, reduzieren und in ihren Kosmos einfügen, das Fremde letztlich der Bewahrung des Eigenen nutzbar machen. Wo die Angst, ewig in der Sklaverei zu bleiben, aber zu mächtig wird, machen sich Hoffnungslosigkeit und Resignation breit. Manchmal werden aber durchaus drastische Schilderungen eingeflochten und der ohnehin überall vorhandene Appell wird mit subtiler moralischer Erpressung verbunden.

Die Briefe, die die abendländischen Sklaven nach Hause schreiben, damit man sie freikaufe, scheinen unmittelbare Selbstzeugnisse aus der Sklaverei zu sein. Aber

Im gleichen Jahr wurde zunächst für Dänemark und Norwegen, eine Zwangsversicherung eingeführt, die dann 1723 auch auf Holstein ausgedehnt wurde. Danach mußte jeder Schiffer und Steuermann 1 Schilling, jeder Bootsmann 1 Sechszing pro Reichstaler Heuer an die Sklavenkasse abführen, hinzu kamen Abgaben auf jede Commerzlast Ladung. Zwischen 1716 und 1736 gelang es der Kasse 165 Sklaven freizukaufen. Generell reichten die Mittel der Sklavenkassen aber nur selten aus, um alle Sklaven auszulösen; so waren weiterhin private Bemühungen, Kollekten und Sammlungen vonnöten, oder man mußte nach anderen Wegen suchen, mit dem Problem umzugehen.

In den Akten der Lübecker Sklavenkasse, aber auch im Landesarchiv Schleswig sind einige Briefe überliefert, die versklavte Seeleute nach Hause schreiben. Im folgenden werden sieben dieser Briefe (sie stammen aus den Jahren 1725 bis 1729) im Wortlaut wiedergegeben. Groß- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie Zeichensetzung sind modernisiert; ansonsten folgt die Edition der Orthographie der Handschriften.

In den Briefen erleben wir die Sklaven in der aktuellen Situation ihrer Versklavung. Alles beherrschend ist die Hoffnung auf Ranzionierung. Zu diesem Zweck mobilisieren sie ihre Angehörigen, wobei

man kann auch sie nur vor dem Hintergrund bestehender Traditionen verstehen; denn jeder Seemann hatte bereits ein vorgefertigtes Bild der "Sklavenküste" im Kopf, als er in die Gefangenschaft der Barbarerinnen geriet. Er hatte berechnete oder unberechnete Vorstellungen der Bedrohungen, die ihn erwarteten: Druck, seinem Glauben abzuschwächen, Mißhandlung, Kerker, Folter, Tod. Dies strukturierte die Wahrnehmung und bestimmte nicht unerheblich das Verhalten. Doch nicht nur solche Stereotypen und Klischees schränken die Unmittelbarkeit der Briefe ein, sondern auch die Konventionen des Briefeschreibens. Manches, was in den Briefen steht, erweist sich bei näherem Hinsehen als Topos. Vergleicht man die Briefe, so finden sich nicht nur große Ähnlichkeiten, sondern es zeigen sich mitunter wörtliche Übereinstimmungen, die auch die mitgeteilten Inhalte als möglicherweise leere Formeln erweisen. Generell folgen alle Briefe der gleichen Gliederung: Anrede, Dank für einen erhaltenen Brief, Freude über die Gesundheit des Adressaten, eigene Gesundheit, Angaben über die Möglichkeiten und Kosten des Loskaufs, zu bestellende Grüße, eventuell eine Anempfehlung an die Gnade Gottes. Diese Gliederung entspricht einerseits den zeitgenössischen Formen und Stilmitteln, einen Brief zu schreiben, wie sie in den Schulen gelehrt wurden, anderer-

seits ist sie ganz dem Zweck untergeordnet, der allen Briefen gemeinsam ist: dem Freikauf.

Die Topoi bedienten einerseits gewisse Erwartungen des Lesers (z. B. auf Anteilnahme an der eigenen Gesundheit) und stellten darüber Kontakt her; andererseits boten sie dem wenig briefgeübten Schreiber aber auch eine Form, auf die er zurückgreifen konnte, um seine Inhalte mitzuteilen. Sie konnten ihm auf diese Weise helfen, das, was er sagen wollte, in Worte zu fassen, also z. B. ein wirkliches Interesse an der Gesundheit seines Adressaten auszudrücken. In dem Augenblick, wo der Sklave nicht mehr auf vorgegebene Formen zurückgreifen konnte, versagt dagegen oft seine Schreibkunst, und obwohl es aus Algier doch sicher noch so viel zu berichten gäbe, was den Adressaten interessieren könnte, schließt Heinrich Simsens, nachdem er das Notwendigste mitgeteilt hat: "Ich weiß nicht mehr zu schreiben". Ähnlich wissen auch Hans Kühl und Gerret Warner nichts weiter zu schreiben. Simsens entzog sich der Unfähigkeit, Worte zu finden, indem er sich in einen anderen Topos flüchtete: "alß befehl Euch sampt unser liebe Kinder im Nahmen Gottes deß Vaters, Sohñß und heiligen Geist, amen."

1. Brief des Sklaven Peter Godbersen an seine Mutter Ancke Godbers in Langenhorn, 3. Apr. 1725 (LAS Abt. 65.1 Nr. 1090)

Algiers, d[en] 3. April 1725

Mein hertzvielgeliebte Mutter Ancke Godbers,

Eure Gesundheit habe ersehen aus Euer Schreiben von dem 29. Nov[em]br[is] im Jahr 1724. Selbiges ist mir in dem Monat Martii wol zu Händen angekommen, worüber ich mich hertzlich gefreuet habe, daß ich sehe, daß Ihr nebst meine liebste Schwester annoch lobe Gott dem Allerhöchsten, erhalte Euch in vielen Jahren dabey. Was meines anbelanget, so dancke ich den höchsten Gott für Gesundheit; was ich sonst ausstehen muß in meinem elendigen Slavery, ist der allerhöchste Gott bekand. Was sonst anbetrifft, so wundert es mich sehr, wie es mit die Briefe zugehet, der ich doch so viel geschrieben habe, und nimmer Antwort darauß bekommen. Sonsten laße ich die Mutter es annoch wissen, von wegen die Gelder, so ich in Holland bey mein Sclaff-Frau sehen habe, die Summa von 60 rdl oder 60 Seffes reichlich]. Wann die Mutter selbiges könnte eincassieren, so könnte es noch etwas dazu helfen, will deswegen ihr lieben Christen alle gebeten haben, ob alldar noch Hoffnung seyn möchte vor ein armer Sclaf aus seine harte Bande zu helfen. Ich verlaße mich darauß. Unterdeßen verbleibe meine liebe Mutter nebst die Schwester allezeit Euer bereitwilligster Diener, solange ich lebe biß in den Todt.

Peter Godbersen

P. S. Bitte zu grüßen Broder Richartsen von Dagebüll, gewesener Sclav in Algiers, anbey dieses einliegendes Brieff bitte cito zu bestellen.

2. Brief des Sklaven Peter Godbersen an seinen Beichtvater, den Pastor Peter Caspar Jessen in Langenhorn, 3. Apr. 1725 (LAS Abt. 65.1 Nr. 1090)

Algiers, d[en] 3. April 1725

Ihro hochwohl Ehrwürden, hochgelehrter, insonders hochgeehrter Herr Beichtvater,

Deßen Schreiben von Ihro Hwl. ist mir im Monat Martii dieses Jahr wol zu Händen gekommen, voraussen vornehmen, daß sie alle annoch wohl seyn werden, wofür Gott sey ewig Lob und Danck, daß ich das Glück einmahl gehabt habe, Briefe aus dem Vaterland zu sehen. Was meines anbelanget, so danck ich meinem lieben Gott für Gesundheit, so ich annoch biß dato in meinem elendigen Schlaferey gehabt habe. Was sonst anbelanget, so sehe ich aus Dero Schreiben, daß es Sie sehr leyd ist, über dem ich so viele Jahren hier Schlaf geseßen und kein Nachricht gehabt, worüber ich mich sehr verwundert habe, daß ich solches annoch vornehmen muß, daß ich versäumet habe. Ja alle Jahr habe ich geschriben, aber meine Briefe habe ich über Holland geschriben, wodurch ich vernehme, daß sie nicht zu Stelle kommen seyn. Ich hätte auch gedacht, daß meine Freunde wären todtt gewesen, nachdem ich in so lange Zeit kein Nachricht gehabt, ehe nur und vornemlich] aus Ihro Hwl. des Schreiben, daß Er will wissen, wie viel mein Rantzion solte zu stehen kommen,

worüber ich gleich mit dem Jude gesprochen, so die Schlafen hier löset. Er kan mir nicht minder bekommen alß 800 Stück von Achten, so daß es mit andere Unkosten wird zu stehen kommen, ehe ich ins Christenland kommen kan auff 1000 rdl oder 3000 Mk I und mehr, will deswegen Ihr Hwl. Beichtvater gebeten haben, ob da Hülffe annoch von mir möchte seyn zu meinem Verlöschung, so will ich gebeten haben, daß er wolte die christliche Liebe gegen mir erweisen, der ich in meinem Elend habe ausgestanden beynabe 14 Jahr, Gott weiß, waß ich in meinem Schlaferey habe ausgestanden. Ich hätte allezeit Hoffnung gehabt, daß ich durch den Schlafencasse in Copenhagen solte gehoffen werden, allein ich vernehme, daß davon ist nichts geworden, der ich doch mit einem dänischen Flag bin genommen worden im Jahr 1711 mit Capitain Casper Witt commandieret über die Glücksteder Galley genand. Allein nachdem ich nur in so lange Jahren hie geseßen habe, und davon ist nichts geholfen worden, so sehe ich wol, daß davon nichts zu hoffen ist, will deswegen Ihr Hwl. H[errn] Beichtvater bitten, daß er die christliche Liebe über mir erweisen wird. Ich werde auch nicht unterlassen, fleißig vor Deßen wehrtestes Hauß zu beten, daß Gott es an nicht[s] wolle mangeln lassen, bitte auch meiner nicht zu vergeßen, in seinem Gebett mit einzuschließen, der ich verbleibe Ihr Hwl. H[errn] Beichtvater allezeit, solange ich lebe biß in den Todt, Deßen bereitwilligster Diener
Peter Godbersen von Langenhorn

3. Brief des Sklaven Himrich Lang an seine Mutter in Lübeck, 12. Juli 1725 (AHL)
Altes Senatsarchiv, Interna, Sklavenkasse 6/3

Jesum Gruß.

Mein hertzvieligeliebete Mutter, wennen ich Euch mit disses mein Schreibend noch bey guter Gesundheit antreffen mögte, daß sohl mir lieb sein. Vor mich danck ich Gott vor gute Gesundheit in disser Schlafferey vor gute Gesundheit⁽¹⁾. Der liebe Gott wohl unß noch lang dabey erhalten um Christu willen, amen. Ferner thu ich berichten, daß ich d[en] 10. May hie genomen von die Türcken und d[en] 1. außgegangen von Santmarten, um na Riga to to gan, und d[en] 16. Junii in Schlafferey gekom und d[en] 25. verkaufft to Asir. Also mögt Ihr wissen, daß ich under 400 rdl hir nicht wieder auß kom. Also bit ich, daß Ih[r] als mein liebe Mutter werd Gott und gute Leut ansprechen, die mir hir wider auß helffen, den es ist hir serr schlet vor ein Christenmensch in disser betribeten Schlafferey. So wil ich hirmit schließen und Euch in Gottes Gnadenschutz befehlen und verbleiben Euer gehorsamster Sohn, solang ich leb

Himmerrich Lang

Bit zu grüssen an mein Bruder und an Clauss Faß und alle gute Freunde und Bekanten und laß mein Bruder mir doch nicht vergessen in mein Elend. Geschrieben, d[en] 12. Julii to Assir.

4. Brief des Sklaven Hans Kühn an seine Frau in Lübeck, 2. Apr. 1728 (AHL)
Sklavenkasse, Akte 3

Jesum sum Gruß.

Hertzvieligeliebe Frau, Dein Schreiben von 3^{ten} Januari ha[ab]le ich wohl erhalten und darauf dein guter Gesundheit vernehme wie auch unser Muter, Sohn. Bishero danck ich auch den lieben Gott vor Gesundheit. Der liebe Gott wird uns beiderseits lange darbei erhalten. Aber sonst ist meiner Zustand sehr schlecht, dan ich habe noch weder Tag noch Nacht Ruhe, und ist mein Aufendthalt ein wenig Waßer und Brodt, so daß ich mich wol tausendmahl deß Tages den Todt wynsche. Hertzliebe Frau, Du schreibest mir, wan ich vor 300 schlechte Rd konte freikommen, so woltest Du sehen, daß Du mit den ersten Anstaldt darzu machest, aber der Hund wil allein 300 Rd Specie haben und dan der König 50 und dan der mir hie frei machet 50, so daß es sich über 400 Specie Rd belauft, daß ich weiß waß Omkostung noch mehr ist, daß weiß ich nicht, daß könntestu beßer erfragen lassen bei ein oder ander in Hamburg, die hier haben Freunde zitzen gehabt. Hertzliebe Frau, ich bite Dich om der Liebe

wißet, so muß ich wol schützen bleiben. Aber als Menschen Raat auß ist, so weiß Gott Raat. Ihr schreibet mir, daß umbe Tochter sol heiraaten mit ein Timerman, was Lanßman weiß ich nicht. Ich wünsche sie miteinander den Segen von Gott in viele gesunde Jahren, dieweil ich in Abwesen meine Gefängenschafft nicht die Hochzeit mit Gott zufrieden sein. Ich bitte Euch, mein Liebst, daß onber Sohn doch nicht om de West geht fahren mit Lübecker Schiffen. Den ich hör, daß er mit ein Hollander fährt, welches mir lieb ist. Ich weiß Euch keinen beßer noch nicht zu schreiben, sonder ich wünsche Euch allen insgesampt de Seggen von Gott, Gesundheit, en langes Leben. Thue Euer Best, so viel mütlichlich ist, ümb mir aus die schwere Banden zu erlößen, dieweil ich mich selber nicht kan helfen, er ruft Gott in der Noht an, mit mir er wil unß alle helffe.

Euer dinstwilliger Eeman Gerret Wärner

Noch eins bitte ich Euch: Grüße Marten Krus sein Frauw. Er ist ganß betrübt, daß er kein Brieff bekommen hat. Schreibe doch in meinen Brieff, op sie noch lebt mit ihren Sohn.

6. Brief des Sklaven Hinrich Simsens an seine Frau Anna Margreta Simsens in Lübeck, 6. Apr. 1728 (AHL Sklavenkasse, Akte 3)

Meinen freundl[ichen] Gruß zuvor.
Algier, d[en] 6. April Anno 1728

Meine liebe Frau, Dein angenehmes Schreiben vom 22. Jan[uar] habe ich wol empfangen, worauß mit Freude ersehen Deine gute Gesundheit. Vor mich dancke ich Gott auch noch in meine betrübt Schlawfferey vor gute Gesundheit. Gott wolle uns noch alle beide lang dabey erhalten und daß wir uns bald einander mögen in Liebe und Friede beysahnen komen und sprechen, daß gebe Gott ümb Christi willen, amen. Waß mein Schreibent anlanget, mein liebe Frau, so habe ich an Dich den 24. Feb[ruar] einen Brieff geschrieben - ich schweiffele nicht, Du wehrest ihn entfangen -, worin Du sehen wirst, waß ich geschrieben habe. Nach der Zeit habe ich Dein Brieff empfangen vom 22. Jan[uar], worauß ich sehe, daß Du begehrest zu wißen, waß daß minste doch sein sol meine Vorlösung. Mein liebe Frau, ich kan solches meinen Patron nicht fragen - würde ich ihn fragen, sollte er meinen, daß ich viel Gelt hette. Ich sehe aber, wen andere Leute bey meinen Patron vorlöschet werden, die so ohngefahr von [m]ein Alter seint, waß dieselbigen geben, dar muß ich auch Rechnung [au]ff machen. Es könte wol sein, daß ich vor 400 rdl bey meinem Patron freikähme, aber es sint den noch andere Vorkostung, alß ich daß so eben Dir nicht alles schreiben kan. Wenn du aber 400 a 450 oder 460 rdl Specie beyeinander hast, so vorhoffe ich mit Gottes Hulffe davor in Lübeck zu kommen. Ich meine aber solche rdl, die ein 4 M[ar]k lübsch gelten. Darümb vorsuche ich Dich, tuhe Dein Bestes soviel müg[lich]. In[de]m grüße alle Bekante und Vorwante von meinem wegen sehr freundl[ich], den mich vorlanget sehr, daß ich sie möge wieder zu sehen bekom-

men. Und schreibe hir auff diesen Brieff eine Widerantwort. Ich weiß nicht mehr zu schreiben, alß befehl Euch sampt unser liebe Kinder im Nahmen Gottes deß Vaters, Sohñß und heiligen Geist, amei.

Viel Euer getreuer Man Hinrich Simsens - bey Bim...ar von Topal

7. Brief des Sklaven Christoffer H. Reincke an seine Frau Dohratsha Reincke in Hamburg, 1. Nov. 1729 (AHL Altes Senatsarchiv, Interna, Sklavenkasse 6/4)

Algier, d[en] 1. Novemb[er] 1729

Hertzvieligeliebte Frau,

wan dießes mein Schreiben Dir benebst alle gütte Freunde noch bey gütter Gesundheit erhalten möchtet, daß sol mir eine große Freude sein. Vor mich dancke ich den höchsten Gott vor gütter Leibesgesundheit Gott wolle geben, daß wir unß in derselben möchten einmahl wieder sprechen, wornach ich herzlich sehr verlange, Dich und mein Vatterlant wieder zu sehen, welches aber wol schwer darauff halten wird, weil mein Patron nicht mahl wil Antwort geben auf die 300 Rthl und darzu geschworen, daß ich seinen Henden nicht entkommen sol minder 500 Rthl. Waß sol mich Armer doch fur Raht werden? Ich weiß vor Bekümmerniß nicht, waß ich machen sol, da es nun in daß 5^e Jahr gehet, daß ich unter die barbarische Mohren geßeßen und bey einen, welcher der allergereste ist, der in ganz Turkey zu finden ist. Davon Du auch kanst Nachricht bekommen von einen jechlichen, welcher allhie frey gegangen, und er wird der Büttel genant, weil er schon Christen todgeschlagen und nun er siehet, daß daß Gelt vor mir ist, nun plaget er mir erst recht auff daß ergste er nur kan, so daß ich mir oft des Tages wol zehemahl den Tod wünsche und mit den 88. Ps[alm] Davieds seuze Vers 9: Meine Fründe hastu ferne von mir gestahn, du hast mich ihnen zum Greuel gemacht, ich liege gefangen und kan nicht aufkommen. Und wens auch wehrt biß in die Nacht und wieder an den Morgen, sol doch mein Hertz an Gottes Macht verzweifflen nicht noch so gern, den Gott hat noch nie keinen verlaßen, der ihn vertrauet hat und der liebe Gott wird mir auch meine Last und schlawffere Schlawfferey tragen und überwinden helfen.

Vielgeliebte Frau, du schribest mir von einen Schlawffen Carten Bolte, daß kanste seine Freunde vor gewiß berichten, daß der Man gestorben ist auff der See, da er gefahren ist mit ein türkisch Schiff, worvon ich mehr den 20 Man gesprochen, die mit ihm gefahren. Er ist mehr den 2 Jahr todt. Hertzvieligeliebte Frau, so es in der Welt möglich ist, so sehe zu, daß noch etwaß mehr komt an den enlich Conssel Meister Oldin, bey welchen ich täglich in sein Hauß komme und alda mein Lebens Auffenthalt haben muß. So er nur daß Gelt vor meinen Patron möchte haben, die Unkosten wolte ich sehen zu bezahlen. Ich befehle Dir, meine liebe Frau, in den Schutz Gottes und verbleibe dein getreuer Eheman biß in den Todt.

Bitte zur großen meine Brüder wie auch Vätter und Mutter und Heiden Kamp wie auch Frau und Kinder und bitte mir doch in dießer Noth etwaß behüfflich zu sein. Sey tausentmahl von mir gegrunt und in Herten gekust.

Christoffer H. Reincke

- BAASCH, ERNST: Hamburgs Convoy-schiffahrt und Convoywesen. Ein Beitrag zur Geschichte der Schiffahrt und Schiffahrtseinrichtungen im 17. und 18. Jahrhundert (Hamburg 1896).
- Die Hansesiedle und die Barbaresken (Kassel 1897).
- BOHN, ROBERT: Die Barbaresken und die Hamburger Schiffahrt im 18. Jahrhundert. In: ders./Hain Rebas/Tyggve Silberg (Hg.): Archiv und Geschichte im Ostseeraum. Festschrift für Sten Körner (Frankfurt am Main u. a. 1997), S. 133-143.
- FALKENHAGEN, JÜRGEN: Landesherrliche Maßnahmen zur Versicherung seefährender Untertanen gegen Sklaverei und Kaperei durch die Barbaresken im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Entwicklung des modernen Staates in Schleswig-Holstein. In: Schleswig-Holsteinsche Anzeigen 213 (1966), S. 2-6.
- GROH, SYBILLE: Der Langenhorner Peter Godbersen als Sklave in Alger. Bemühungen um Lösegeld. In: Chronikblätter aus Langenhorn NF 6 (1989), S. 233-248.

- GROVE-STEPHENSEN, F. S.: Slavekassen og de slesvigske søfartsskold. In: Sønderjyske Månedsskrift 53 (1977), S. 410-417.
- KRESSE, WALTER: Von armen Seefahrern und den Schifferaliten zu Hamburg (Hamburg 1981).
- RHEINHEIMER, MARTIN: Identität und Kulturkonflikt. Selbstzeugnisse schleswig-holsteimerischer Sklaven in den Barbareskenstaaten. In: Historische Zeitschrift 269 (1999), S. 317-369.
- RUHE, ERNSTPETER: Christensklaven als Beute nordafrikanischer Piraten. Das Bild des Maghreb im Europa des 16.-19. Jahrhunderts. In: ders. (Hg.): Europas islamische Nachbarn. Studien zur Literatur und Geschichte des Maghreb, Bd. 1 (Würzburg 1993), S. 159-186.
- VOIGT, J. F.: Deutsche Seeleute als Gefangene in der Barbarei. In: Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 4 (1882), S. 26-32.
- WEHRMANN, CARL: Geschichte der Sklavensklasse. In: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 4 (1884), S. 158-193.



HISTORISCHE STATISTIK

Der Flensburger Rentenmarkt im 16. Jahrhundert

von Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Im letzten Heft des RUND BRIEFES habe ich auf die Dynamik des Kieler Rentenmarktes zwischen 1300 und 1560 hingewiesen¹ und versucht, ihn für den konjunkturenschichtlichen Vergleich heranzuziehen. Dabei habe ich kurz das Flensburger Rentebuch von 1508 erwähnt² und bemerkt, daß dies wegen seiner Realfoliierung schwerer auszuwerten sei.

Dem das Flensburger Rentebuch, das 1508 angelegt wurde, hat – im Gegensatz zu selbst großstädtischen Rentebüchern wie etwa denen von Hamburg – mit seinen Realfolien einen recht modernen Aufbau. Das Realfoliensystem setzte sich in weiten Teilen der Herzogtümer Schleswig und Holstein erst mit Anlage der Schul- und Pfandprotokolle ab etwa 1650 durch. Stadt- und Land(rente)bücher sind bis dahin zumeist chronologisch (manchmal mit topographischer Differenzierung) angelegt. Der das Flensburger Rentebuch anlegende Stadtschreiber (es dürfte sich um den Pfarrer an St. Marien Jasper

Krogh handeln), hat auf ein Vorkäufer-Rentebuch zurückgegriffen, aus dem er regelmäßig die geistlichen Institutionen zustehenden Renten in das neue Buch übertrug. Vereinzelt griff er auch auf ältere Einträge zurück, die im nicht-klerialen Kontext stehen, so auf Einträge aus den Jahren 1492, 1498-1500, 1505 und 1506. Im Jahr der Einrichtung und im Folgejahr wurden jeweils nur 30 m angelegt. Einträge nach 1588 finden sich in dem Buch nicht.

Ob das Rentebuch Vollständigkeit der Rentengeschäfte mit Beteiligung Flensburger Immobilien aufweist, darf bezweifelt werden. Denn verschiedentlich finden sich Einträge, in denen längst geschehene Geschäfte z. T. erst Jahre später zur Eintragung gebracht werden. In der Regel dürften die am Geschäft beteiligten Parteien ihre Rechte durch Einzelurkunden gesichert haben. Das Buch öffentlichen Glaubens stellte insofern wohl nur eine zusätzliche Rechtssicherung dar. Jedenfalls sind die Quitungen, mit

denen die Tilgung eines Eintrages erreicht werden sollten, häufig als gesonderte Schriftstücke erwähnt.

Inzwischen bin ich die Edition durchgegangen und habe die einzelnen Rentengeschäfte jahresweise zusammengefaßt. Berücksichtigt habe ich nur die Jahre zwischen 1510 und 1588, weil davor die Angaben

unter gar keinen Umständen vollständig sein können und danach keine Eintragungen mehr vorhanden sind. Insbesondere in den 1570er Jahren ergeben sich verstärkte Zweifel an der Vollständigkeit der Eintragungen. Es ergeben sich die in Tab. 1 aufgeführten Daten.

Tab. 1: Der Flensburger Rentenmarkt 1510-1589

Jahr	Zahl der Geschäfte	Gesamtumsatz in m/ß	durchschn. Umsatz pro Geschäft in m/ß	Kirchlicher Anteil am Gesamtumsatz	
				in m	%
1510	4	88	22	0	
1511	17	834/8	49/10	581/8	69
1512	14	838	59/14	638	76
1513	10	326	32/10	216	66
1514	21	1153	54/14	923	80
1515	16	721	45/2	584	81
1516	16	1223	76/6	320	26
1517	18	1226/8	68/2	551	45
1518	12	667	55/10	517	78
1519	35	2155	61/10	1196	56
1520	9	504	56	284	56
1521	13	796	61/3	328	41
1522	6	350	58/5	210	60
1523	6	300	50	120	40
1524	3	73	24/5	30	41
1525	6	371	61/13	170	46
1526	4	190	47/8	0	
1527	8	296	37	110	37
1528	13	820	63	110	13
1529	10	621	62/2	280	45
1530	17	730	42/14	362	50
1531	17	870	51/3	83	10

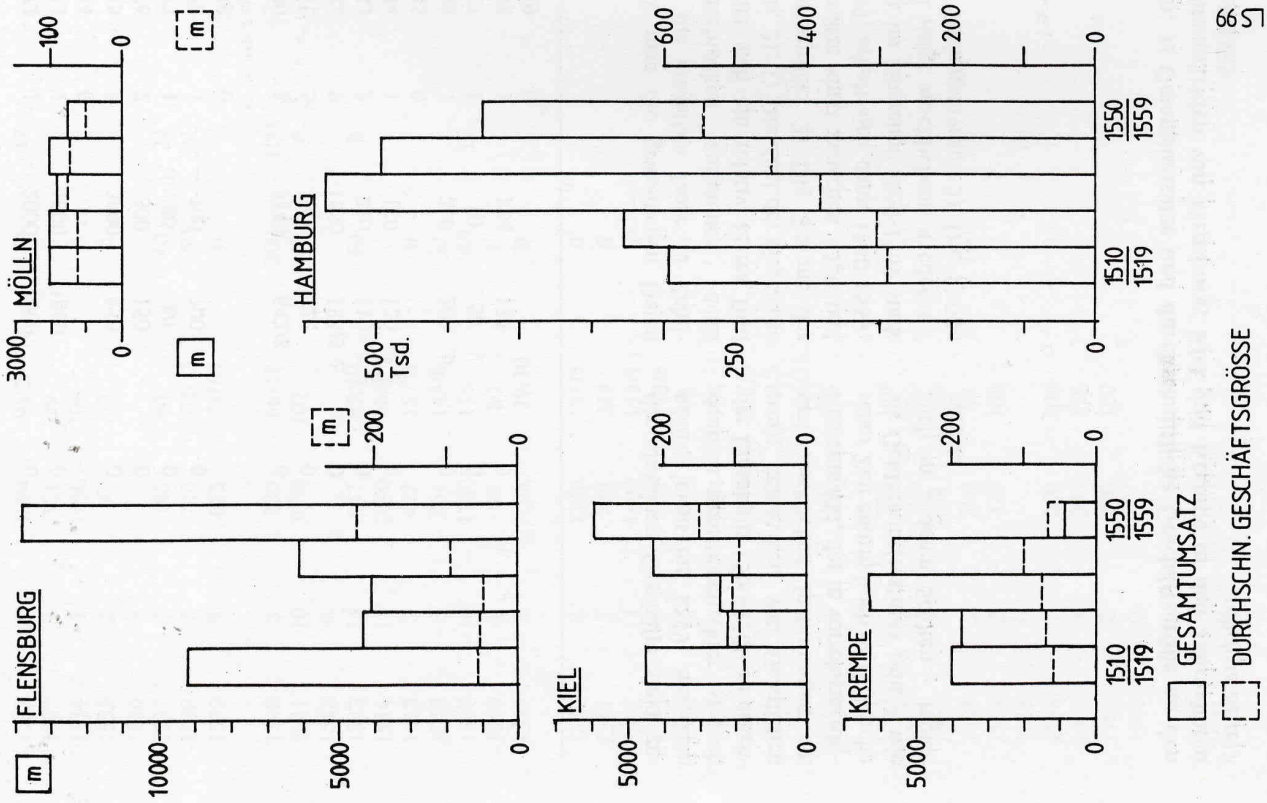
1532	12	1094	91/3	184	17
1533	9	351	39	0	
1534	5	1030	206	0	
1535	2	60	30	0	
1536	0				
1537	3	180	60	40	22
1538	7	720	102/13	150	21
1539	9	662	73/10	0	
1540	3	200	66/11	200	100
1541	10	1070	107	60	6
1542	0				
1543	14	947	67/10	80	8
1544	11	1090	99/2	0	
1545	3	472	157/8	0	
1546	6	861	143/8	11	1
1547	10	1160	116	140	12
1548	1	80	80	0	
1549	5	198	39/10	0	
1550	8	1210	151/5	0	
1551	3	720	248	0	
1552	11	1690	153/10	0	
1553	3	820	273/5	0	
1554	10	980	98	0	
1555	6	1104	184	0	
1556	5	1686	337/3	0	
1557	3	430	143/5	0	
1558	8	3655	456/14	0	
1559	4	1500	375	0	
1560	2	230	115	0	
1561	1	300	300	0	
1562	2	48	24	0	
1563	5	290	58	140	48
1564	2	320	160	0	
1565	0				
1566	1	200	200	0	
1567	2	350	175	0	
1568	2	200	100		
1569	0				
1570	0				
1571	0				

1572	1	2000	2000	0
1573	1	1000	1000	0
1574	0			
1575	8	3600	450	0
1576	2	300	150	0
1577	1	80	80	0
1578	1	700	700	0
1579	0			
1580	8	5140	642/8	0
1581	5	1600	320	0
1582	9	1650	183/5	0
1583	2	220	110	0
1584	1	120	120	0
1585	0			
1586	1	200	200	0
1587	1	50	50	0
1588	1	124	124	0
1589	0			

Faßt man die gewonnenen Daten für die einzelnen Jahre zu Zehnjahresblöcken zusammen, dann ergibt sich ein relativ klares Bild (Tab. 2): 1) Die Zahl der Geschäfte geht zurück. 2) Die Summe der Umsätze sinkt zwischen 1520 und 1539, erholt sich dann 1540-1559, fällt im Jahrzehnt 1560-1569 stark und steigt anschließend wieder auf ihr Anfangsniveau. 3) Die Größe

der einzelnen Geschäfte sinkt zunächst leicht bis 1539, um dann deutlich anzusteigen (hier ist auch der Einschnitt 1560-1569 zu erkennen); der Anteil von Geistlichen und kirchlichen Institutionen am Rentenmarkt, der in vorreformatorischer Zeit enorm hoch war³ (Kirche als Geldsammelinstitut) geht - wie auch in anderen Städten - rapide zurück.

Abb. 1: Gesamtumsätze und durchschnittliche Geschäftsgröße an den Rentenmärkten von Flensburg, Kiel und Krempe in den Jahrzehnten 1510-1559 (nächste Seite)7



Tab. 2: Der Flensburger Rentenmarkt 1510-1589 in Dezennienblöcken

Jahrzehnt	Zahl der Geschäfte	Summe der Umsätze	Durchschnitt pro Geschäft	klerikale Gläubiger(institute)	Summe % aller Umsätze
1510-19	163	9241 m	56 m 11 β	5526 m 8 β	60
1520-29	78	4321 m	55 m 6 β	1642 m	38
1530-39	81	4097 m	50 m 9 β	819 m	20
1540-49	63	6078 m 8 β	96 m 8 β	491 m	8
1550-59	61	13795 m	226 m 2 β	0 m	0
1560-69	17	1938 m	114 m	140 m	7
1570-79	14	7680 m	548 m 9 β	0 m	0
1580-89	28	9184 m	325 m 2 β	0 m	0

Vergleicht man den Flensburger mit dem Kieler, Kremper und Möllner Rentenmarkt in den Jahren 1510 bis 1559 (Tab. 3)⁴, dann kommt man zu folgenden Resultaten (Abb. 1, Tab. 3, Tab. 4): Der Flensburger Rentenmarkt ist von seinem Umfang her annähernd doppelt so groß wie der der beiden holsteinischen Städte, dreimal so groß wie der der lauenburgischen Stadt – ein beachtlicher Hinweis auf die Stellung der Stadt im Gefüge der Städte der Herzogtümer im 16. Jahrhundert; die Zahl der Umsätze liegt entsprechend höher; das durchschnittliche Geschäft ist aber kleiner als in Kiel, nur wenig größer als in Krempe, hebt sich aber deutlich von der Möllner Größe ab. Verfolgt man den konjunkturellen Verlauf in den vier Städten, dann stellt man einen gewissen Gleichlauf in den beiden Ostseestädten fest.

Tab. 3: Die Kieler, Kremper, Möllner und Hamburger Rentenmärkte 1510-1559 in Dezennienblöcken (in m, gerundet)

Jahrzehnt	Summe der Umsätze			Durchschnitt pro Geschäft		
	Kiel	Mölln	Hamburg	Kiel	Krempe	Mölln
1510-19	4476	4040	2048	295516	93	61
1520-29	2178	3760	2056	327400	95	70
1530-39	2417	6288	1800	534127	105	72
1540-49	4254	5642	2024	495554	97	101
1550-59	5914	874	1511	426838	148	67

Tab. 4: Zahl der Geschäfte, Gesamtumsätze und durchschnittliche Geschäftsgrößen an den Rentenmärkten von Flensburg, Kiel, Krempe, Mölln und Hamburg 1510-1559

Ort	Zahl der Geschäfte	Gesamtumsatz	durchschnittliche Geschäftsgröße
Flensburg	446	37 532 m 8 β	84 m 3 β
Kiel	193	22 938 m 8 β	118 m 14 β
Krempe	276	20 604 m	74 m 10 β
Mölln	144	9 438 m	65 m 9 β
Hamburg	5374	2079435 m	386 m 15 β

Hoher Umsatz 1510-19, danach starker Rückgang 1520-39, Anstieg 1540-49 und Höhepunkt 1550-59. Die konjunkturellen Schwankungen auf dem Möllner Rentenmarkt sind auf recht niedrigem Niveau verhältnismäßig gering: leichtes Nachgeben in den 1530er, etwas stärkeres in den 1550er Jahren. - Im Gegensatz dazu Krempe, das zwar 1520-29 einen leichten Rückgang gegenüber 1510-19 verzeichnet, dann in den 1530er Jahren seinen Höhepunkt erreicht, um in der Folge abzufallen – wir erkennen eine gegenläufige Entwicklung zu Flensburg und Kiel, die im übrigen durch andere Nachrichten gestützt wird. Mölln fällt hier aus, weil sein Kapitalmarkt relativ stabil erscheint. Vielleicht haben wir es – wenn wir uns einmal diese kühne, durch "hartes" wirtschaftsgeschichtliches Material nicht hinreichend gestützte

Vermutung erlauben dürfen – mit unterschiedlichen Konjunkturen im Ost- und Nordseebereich der Herzogtümer zu tun? Leider kann der Verlauf der Lübecker Häusermarktkurve im fraglichen Zeitraum nicht unterstützend herangezogen werden, weil sich hier "nach 1523 ... für fast 100 Jahre alle Regelmäßigkeiten (verloren)"⁵. Die Zahlen, die uns für den Hamburger Rentenmarkt überliefert sind⁶, verweisen – allerdings auf viel höherem Niveau – auf einen ähnlichen konjunkturellen Verlauf wie in Krempe; das kann die Hypothese unterschiedlicher Konjunkturen in den der Nordsee zugewandten Städten gegenüber den der Ostsee zugewandten stützen. Es bedürfte aber weiterer, detaillierter Untersuchungen auch in anderen Städten und auch auf anderer Quellenbasis (Schofennahmen, Immobilienmarkt, Bederegister,

andere quantifizierbare Quellen wie Ratskellereinnahmen), um diese Vermutung zu stützen. Lebhaft begrüßt würde selbstverständlich

auch eine Ausweitung des Beobachtungszeitraums – soweit es die Quellen zulassen.

Anmerkungen

¹ K.-J. LORENZEN-SCHMIDT, Der Kieler Rentenmarkt zwischen 1300 und 1560, in: Rundbrief 76 (1999), S. 31-43.

² HELGA ÖHBERG-ROSSI, Das Flensburger Rentenbuch von 1508, Flensburg 1991 (Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte 42).

³ Zum Vergleich: In Kiel kam knapp die Hälfte (44 %), in Krempe ein Viertel (25 %) des angelegten Kapitals bis zur Reformationsdurchsetzung von geistlichen Personen und Institutionen – K.-J. LORENZEN-SCHMIDT, Der Kieler Rentenmarkt zwischen 1488 und 1560. Umfang und Dynamik des städtischen Kapitalmarktes unter Berücksichtigung der Rentenmärkte Krempes, Möllns und Hamburgs, in: MKStG 66 (1979), S. 97-117, hier: S. 111-113.

⁴ Zum Kieler Rentenmarkt vgl. meinen Bei-

trag im letzten Rundbrief (wie Anm. 1); dort auch weitere Literaturangaben, u. a. zu Krempe. Die Basis der Auswertung des Kremper Rentenmarktes ist inzwischen publiziert: Das Kremper Stadtbuch 1488-1602, hrsg. v. K.-J. LORENZEN-SCHMIDT, Kiel 1998 (QWSG 4).

⁵ R. HAMMEL, Die Lübecker Häusermarktkurve (1284-1700) und die wirtschaftliche Entwicklung in Schleswig-Holstein. Erste Ansätze zu einem Vergleich, in: Wirtschaftliche Wechsellagen in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. J. BROCKSTEDT, Neumünster 1991, S. 37-64, hier S. 42.

⁶ Vgl. K.-J. LORENZEN-SCHMIDT, Umfang und Dynamik des Hamburger Rentenmarktes zwischen 1471 und 1570, in: ZHG 65 (1979), S. 21-52.

